

Leseprobe

Jan-Pieter Barbian/Erhard Schütz (Hgg.)

Die Traglast der Vergangenheit

Annäherungen an Ralf Rothmann

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2024

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2024

Oberntorwall 21, D-33602 Bielefeld

Lektorat: Hanns-Martin Rüter, Aisthesis Verlag

Satz: Germano Wallmann, geisterwort.de

Druck: docupoint GmbH, Magdeburg

Alle Rechte vorbehalten

Print ISBN 978-3-8498-1947-7

E-Book (PDF) ISBN 978-3-8498-1948-4

www.aisthesis.de



Inhaltsverzeichnis

Verzeichnis der Siglen für die Werke Ralf Rothmanns	9
Jan-Pieter Barbian „Die Geburt des Erzählers aus der Lieblosigkeit“. Annäherungen an Ralf Rothmanns Biografie und sein literarisches Werk	11
Thomas Wegmann Über der Kohle wohnen Kursorisches zum Zuhause in Ralf Rothmanns Ruhrgebietsromanen	33
Erhard Schütz „ein Unding wie eine Currywurst mit Konfitüre“. Ralf Rothmanns Berlin und Berliner	51
Dieter Heimböckel Mehrfach rückgespiegelt. Ralf Rothmanns Ruhrgebiet	71
Manuel Köppen „Junges Licht“. Zur Raumdiegese in Ralf Rothmanns Adoleszenzroman (2012) und Adolf Winkelmanns Film (2016)	87
Britta Caspers Schuld und Schuldübertragung in den Romanen „Milch und Kohle“ und „Junges Licht“ von Ralf Rothmann	103
Michael Braun Gebet in Ruinen. Zur fragmentarischen Sprache der Religion oder Theopoesie in Ralf Rothmanns Werken	123

Ralf Klausnitzer	
Babel und Blochin und die anderen.	
Historisches Wissen in Ralf Rothmanns Erzählung	
„Hotel der Schlaflosen“	137
Jan-Pieter Barbian	
Die Wunden der beschmutzten Seelen.	
Ralf Rothmanns Trilogie von Krieg und Nachkrieg	165
Biografische Angaben zu den Autoren und der Autorin	201
Bildnachweis	205

Verzeichnis der Siglen

- 1986 Messers Schneide. Erzählung = MS
1987 Kratzer und andere Gedichte (Zweite Auflage, Erste Auflage 1984) = K
1988 Der Windfisch. Erzählung = W
1991 Stier. Roman = S
1994 Wäldernacht. Roman = WN
1997 Berlin Blues. Ein Schauspiel = BB
1998 Flieh, mein Freund! Roman = FF
2000 Gebet in Ruinen. Gedichte = GR
2000 Milch und Kohle. Roman = MK
2001 Ein Winter unter Hirschen. Erzählungen = WH
2003 Hitze. Roman = H
2004 Junges Licht. Roman = JL
2006 Rehe am Meer. Erzählungen = RM
2009 Feuer brennt nicht. Roman = FN
2012 Shakespeares Hühner. Erzählungen = SH
2015 Im Frühling sterben. Roman = FS
2018 Der Gott jenes Sommers. Roman = GS
2020 Hotel der Schlaflosen. Erzählungen = HS
2022 Die Nacht unterm Schnee. Roman = NuS
2023 Theorie des Regens [Notizen] = TR

Alle Ausgaben sind im Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, erschienen.



Jan-Pieter Barbian

„Die Geburt des Erzählers aus der Lieblosigkeit“

Annäherungen an Ralf Rothmanns Biografie
und sein literarisches Werk

Ausgezeichnet, aber dennoch unterschätzt

Die Liste der Auszeichnungen, die Ralf Rothmann seit 1986 für seine zwei Gedichtbände, zehn Romane, sechs Bücher mit Erzählungen und das Schauspiel „Berlin Blues“ erhalten hat, ist beachtlich lang. Sie umfasst seit dem Märkischen Stipendium für Literatur, das dem Schriftsteller für seinen ersten Lyrikband „Kratzer“ aus dem Jahr 1984 zugesprochen wurde, bis zum Jahr 2023 insgesamt 24 Literaturpreise. Deren Namensgeber erinnern in vielen Fällen an Autoren, die für Ralf Rothmann zu Vorbildern für sein eigenes Schreiben wurden: Hermann Lenz (2001), Wilhelm Raabe (2004), Heinrich Böll (2005), Max Frisch (2006), Erik Regér (2007), Hans Fallada (2008), Walter Hasenclever (2010), Friedrich Hölderlin (2013), Stefan Andres (2016), Heinrich von Kleist (2017), Uwe Johnson (2018). Eine Ausnahme bildet sicherlich der 2023 von der Hansestadt Lübeck verliehene Thomas-Mann-Preis, dessen Namenspatron von Rothmann weitaus weniger geschätzt wird als der Bruder Heinrich, wie in dem Roman „Feuer brennt nicht“ nachzulesen ist: „Den mag ich viel lieber als seinen gebügelten Bruder. Der war nicht so ein verkniffener Kostverächter, in keiner Hinsicht, und der größere Autor sowieso ...“ (FN, S. 271). Und noch deutlicher ist die Distanzierung in den Notizen „Theorie des Regens“ formuliert: „Manchmal kommt einem Thomas Mann in seiner hohlen Gravität wie der traurige und verklemmte Angestellte seiner eigenen Prosa vor. Jedes stilistische Straucheln wirkt bei ihm gleich peinlich, wie eine doppelte Bügelfalte, während es bei Heinrich Mann, dem eigentlichen Genie, Teil seiner Vitalität ist, ja diese betont. Einer Vitalität, die ihn mehrfach mit Recht schreiben lässt, seinem Bruder würde mal eine Nacht im Puff guttun.“ (TR, S. 90) Wie wäre es also mit dem Heinrich-Mann-Preis der Akademie der Künste Berlin, der in der Liste der Auszeichnungen noch fehlt – genauso wie der Georg-Büchner-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt, dessen Preisträger des Jahres 2023, Lutz Seiler, die Ausbildung zum Maurer

und den literarischen Blick auf die „Geschichte der Geringsten“ mit Ralf Rothmann gemeinsam hat.¹

Allerdings zählt Rothmann gewiss nicht zu den „Trophäenjägern“ unter den deutschen Schriftstellern, so sehr er sich über jede Auszeichnung und das damit verbundene Preisgeld gefreut haben wird. Denn dem Literaturbetrieb und der inszenierten „Kulturindustrie“ steht er äußerst reserviert gegenüber. In seiner Dankesrede zur Verleihung des Max-Frisch-Preises der Stadt Zürich, die den bezeichnenden Titel „Lob der Stille“ trägt, grenzt Rothmann sein Selbstverständnis als Schriftsteller deutlich vom „Typus des Großschriftstellers“ ab: „ein Floskel-Designer, der Öffentlichkeit nicht als Partner, sondern als Instrument betrachtet und genau weiß, welche Tasten er anschlagen muß, um welche Orchesterstürme zu entfachen. Oder welches Kassenklingeln.“² Aufklärung oder politische Botschaften mit seinen literarischen Texten zu transportieren, ist Rothmanns Sache nicht. Er könne „nichts aufklären“, denn ihm sei „selbst kaum etwas klar“, wie es in „Lob der Stille“ heißt.³ „Ich habe auch nichts zu sagen, schon gar nichts Neues; ich könnte hier und da etwas erzählen und sehe seit Jahren mit einiger Beschämung, daß viele meiner Texte, jedenfalls die besseren, klüger sind als ihr Autor. – Als ich jung war und stolz, hätte ich es nicht ertragen, daß die Zumutungen und Kränkungen des Lebens umsonst sein sollten; also habe ich Literatur daraus gemacht, einen Ort zeitweiser Versöhnung mit mir und meiner Umgebung, einen Freiraum für Träume, an dem man von Herzen ungestraft lügen kann und am Ende, wenn es gutgeht, doch die Wahrheit gesagt hat.“

In dem Roman „Feuer brennt nicht“ entzweit sich der Schriftsteller Wolf von seinem einstigen Mentor und Freund Richard Sander, weil ihre Vorstellungen von Literatur und Leben unvereinbar geworden sind. Während Sander die Funktion der Literatur als politische Aufklärung der Gesellschaft und als deren Korrektiv einfordert – Texte sollen „brauchbar“ sein –, glaubt sein junger Freund an ganz etwas anderes: „Ein Schriftsteller zu sein –,

1 Auf die ursprüngliche Ausbildung beider Schriftsteller zum Maurer weist Ralf Rothmann in einem SPIEGEL-Gespräch hin: „Unsere Wurzeln liegen in der Luft“, in: DER SPIEGEL Nr. 18 vom 28.4.2018, S. 118-121, hier S. 121. Vgl. auch Lutz Seiler: Eine Geschichte der Geringsten. Georg Büchner, meine Familie und ich: Die Rede des großen Erzählers und Lyrikers Lutz Seiler zur Verleihung des Büchner-Preises, in: Süddeutsche Zeitung Nr. 255 vom 6.11.2023, S. 11.

2 Ralf Rothmann: Lob der Stille. Dankesrede, in: Ders.: Vollkommene Stille. Rede zur Verleihung des Max-Frisch-Preises am 1. Oktober 2006 in Zürich. Mit der Laudatio von Ursula März, Frankfurt am Main 2006, S. 23-44, hier S. 36-37.

3 Ebd., S. 24. Das folgende Zitat ebd., S. 24-25.

niemandem und nichts verpflichtet als der Schönheit, und mit poetischer Lizenz zu arbeiten, wann und wo und wie viel man will – das war für Wolf, der noch nichts wusste von der inneren Notwendigkeit eines Textes, der Tyrannei des Kunstzwangs oder der Infamie des Betriebs, lange verlockender als das Schreiben selbst.“ (FN, S. 155-156) Allerdings ist es auch die unterschiedliche Herkunft und Sozialisation, die die beiden Schriftstellerfreunde entzweit: Hier der „Poet und Prolet“ (FN, S. 26) aus einem proletarisch-kleinbürgerlichen Elternhaus, der als Maurer und Krankenpfleger körperlich hart gearbeitet hat, anfangs seine Existenz als Schriftsteller in Berlin mit Halbtagsjobs als Koch und Drucker verdienen muss, immer nur zur Miete wohnen kann und trotz seines zunehmenden Erfolgs auch mit 50 Jahren noch erhebliche Selbstzweifel am Wert seines Schreibens hat; dort der bildungsbürgerlich geprägte, gut situierte und arrivierte „Dichterdarsteller“ mit Wohnhäusern in Berlin und in der Toskana (FN, S. 249).

In einem klugen Essay über das Erzählwerk Ralf Rothmanns hat der Schriftsteller Henning Ziebritzki 2014 darauf aufmerksam gemacht, dass sein Kollege ein „Solitär“ sei: „Es gibt, außerhalb seines Werkes, kein nennenswertes Bild von ihm in der Öffentlichkeit. [...] es gibt nur ein paar Interviews und wenige Äußerungen, mit denen er Lesern und Kritikern Deutungsmuster für sein Werk anbietet. Rothmann scheint kein Interesse daran zu haben, ein Bild von sich als Person öffentlich zu machen oder sich mit den üblichen binär codierten Diagnosen politischer Verhältnisse, in Position zu bringen.“⁴ Stattdessen vertraue Rothmann darauf, „daß der Leser seiner Prosa mit derselben individuellen Zuwendung begegnet, mit der der Erzähler seinerseits die Welt wahrgenommen und sprachlich dargestellt hat.“ An dieser Grundeinstellung hat sich bis heute wenig geändert, obwohl im Kontext der Romantrilogie „Im Frühling sterben“ (2015), „Der Gott jenes Sommers“ (2018) und „Die Nacht unterm Schnee“ (2022) mehrere Interviews mit dem Autor veröffentlicht wurden und Rothmann selbst aus Anlass seines 70. Geburtstags am 10. Mai 2023 mit der Publikation seiner Notizen aus 50 Jahren in dem Band „Theorie des Regens“ vielseitige Einblicke in seine Biografie und sein literarisches Schaffen gegeben hat.

⁴ Henning Ziebritzki: Ohrenglück, Lichterschrift. Zu Ralf Rothmanns Erzählwerk, in: Akzente. Zeitschrift für Literatur 61, H. 4 (2014), S. 304-313, hier S. 313. Das folgende Zitat ebd. Vgl. auch Unangemeldeter Besuch. Der Erzähler Ralf Rothmann. Eine Lobrede von Verena Auffermann, in: Ralf Rothmann trifft Wilhelm Raabe. Der Wilhelm Raabe-Literaturpreis – das Ereignis und die Folgen. Hrsg. von Hubert Winkels, Göttingen 2005, S. 149-162.

Biografie: Kein Spiel

Die biografischen Wurzeln und Spuren des 1953 in Schleswig geborenen Ralf Rothmann sind in seinen Romanen und Erzählungen nachzulesen, auch wenn immer wieder betont werden muss, dass es sich dabei nicht um autobiografische Schriften, sondern um fiktive Geschichten handelt. Doch „jeder Satz klingt, als sei er durch Erfahrung beglaubigt“, was Henning Ziebritzki den Prosatexten attestiert hat.⁵ Abgesehen von Schleswig-Holstein, das eng mit dem Leben seiner Eltern verbunden ist und häufig als eine Art natürlicher Sehnsuchtsort erscheint, oder von Reiseerfahrungen in Paris, in den USA und in Südamerika, sind es zwei zentrale Lebensorte, an denen sich Ralf Rothmann in seinem literarischen Werk abarbeitet: Oberhausen mit dem Ruhrgebiet als Kontext und Berlin.

In den Romanen „Stier“ (1991), „Wäldernacht“ (1994), „Milch und Kohle“ (2000), „Junges Licht“ (2004) und „Die Nacht unterm Schnee“ (2022) erfahren wir aus der Perspektive wechselnder Erzähler, wie Rothmann seine Kindheit und Jugend im Ruhrgebiet, sein Elternhaus und das soziale Umfeld in Oberhausen, die Volksschule und die katholische Kirche, seine Arbeit als Maurer und als Hilfspfleger in einem Essener Krankenhaus, seine frühe Hinwendung zur Literatur, zur Musik und zur Kunst, seine Ausbruchversuche aus den engen Begrenzungen der familiären und gesellschaftlichen Lebenswelt in den 1960er und 1970er Jahren, seinen Weggang nach Berlin und bei vereinzelt Besuchen im Ruhrgebiet den „Strukturwandel“ vor Augen und im Gedächtnis behalten hat. Erzählungen wie „Messers Schneide“ (1986), „Bullenkloster“ und „Stahl“ (beide in: „Ein Winter unter Hirschen“, 2001), „Nasse Spatzen“ (in: „Rehe am Meer“, 2006), „Sterne tief unten“ und „Brümmerchen“ (beide in: „Shakespeares Hühner“, 2012), „Auch das geht vorbei“, „Der Dicke Schmitt“ und „Der Wodka des Bestatters“ (alle in: „Hotel der Schlaflosen“, 2020) vertiefen und ergänzen weitere Facetten dieser Erinnerungsarbeit.

Wie schwer es war, seine eigenen Vorstellungen vom Leben und seinen Traum von einer Existenz als „freier“ Schriftsteller zu verwirklichen, hat Ralf Rothmann in seinem Roman „Stier“ beschrieben. Durch die Begegnung mit dem belesenen und kunstsinnigen Arzt Diego Hernández erkennt der 36-jährige Kai Carlsen, der aus einem Bergarbeiterhaushalt stammt, nach der Arbeit als Maurer im Akkord in den Beruf des Pflegehelfers in der Waldklinik am grünen Rand von Essen-Rüttenscheid gewechselt ist, dort

5 Ziebritzki: Ohrenglück, Lichterschrift, S. 304.

vom „Bettenmacher und Aborttöpfe-Leerer“ zum „begehrten Blutwäscher“ (S, S. 265) auf der Dialysestation avanciert, die Defizite seines Herkunftsmilieus: „[...] kam ich doch aus einer Sphäre, in der nichts als die nackte Gewalt von Geld und Geldmangel zählte und das Wort ‚Kunst‘ höchstens im Zusammenhang mit Honig, Rasen oder Dünger verwendet wurde, während man bei ‚Geist‘ an Gespenster dachte.“ (S, S. 272) In der „Theorie des Regens“ findet sich dazu eine umfassendere autobiografische „Notiz“: „Die Geburt des Erzählers aus der Lieblosigkeit. Viele, wenn nicht die meisten Kinder hatten damals, im Ruhrgebiet der fünfziger und sechziger Jahre, den Mund zu halten; nie fragten die stets erschöpften Eltern, wie es denn gehe, nicht einmal, wie es in der Schule war; das würde man ja auf dem Zeugnis sehen: ‚Beim Essen spricht man nicht! Putz dir die Zähne, und ab ins Bett!‘ – Und so erzählte ich mir auf den Wegen durch die Wälder längs der Kohlehalden selbst, was ich soeben erlebt hatte [...] Das Erzählte fügte sich in den Rhythmus meiner Schritte, und der brachte immer neue Geschichten hervor, erfundene auch, weil es einfach guttat, der Stille zwischen den Weizenfeldern etwas zu flüstern.“ (TR, S. 11-12) Das eigene Selbstbewusstsein litt auch unter den alltäglichen körperlichen Züchtigungen durch die Mutter und durch die Lehrer. Auf der Kardinal-von Galen-Grundschule in Oberhausen hatten die Kinder nicht nur nichts zu sagen, sondern wurden von einem Klassenlehrer, der zuvor in einer Jugendstrafanstalt gearbeitet hatte („Wäre ich bloß bei den Verbrechern geblieben!“), auch noch als „Hilfsarbeiterkinder“ beschimpft, die selbst „Hilfsarbeiter“ werden und ihrerseits wiederum „Hilfsarbeiterkinder“ zur Welt bringen würden (TR, S. 37). Dass Oberhausen die „Wiege der Ruhrindustrie“ war, musste Kai Carlsen auf der gleichen Schule im Heimatkundeunterricht schreiben, unzählige Male als „Strafarbeit“ (S, S. 29).

Aus dieser Welt der Missachtung, Repression, geistigen und seelischen Armut zu entkommen, gelang dem jungen Ralf Rothmann zunächst nur durch das Lesen: „Es gab ja die Stadtbücherei, und da war ich Stammgast. Dieser Moment, einen Stapel Bücher, die auch noch diesen eigentümlichen Geruch hatten, nach Hause zu tragen, das war immer das reine Glück. Ich habe viel gelesen, aber auch oft simuliert, ein Lesender zu sein. Man konnte sich hinter den Büchern so gut verstecken und eigenen Träumen nachhängen. Dann hieß es immer: Stör den Jungen nicht, der liest!“⁶ Nach dem Verlassen der Volksschule blieb Rothmann als Maurerlehrling und -geselle für seine Kollegen „ein Idiot in der Wolke“, wie es über Wolf im Roman „Feuer brennt

6 „Unsere Wurzeln liegen in der Luft“, S. 121.

nicht“ heißt, weil er in der Mittagspause, wenn alle ihre Bildzeitungen oder Sankt-Pauli-Nachrichten hervorholten, in Reclam-Heften blätterte.“ (FN, S. 156) Der Oberpolier Elmar Schmitt hält seinem Gesellen Simon in der Erzählung „Der Dicke Schmitt“ vor: „Deswegen willst du also nicht in den Akkord? Damit dir abends Zeit für diese Schmöker bleibt? Aber hör mal, wenn du nach Schichtende noch mehr als die Bildzeitung lesen kannst, hast du dir ’n Lenz gemacht auf der Baustelle!“ (HS, S. 73-101, hier S. 94). Auf die Frage, ob er in seinen 40 Arbeitsjahren „nie Lust gehabt [habe], mal was anderes zu machen?“, erhält Kai Carlsen in dem Roman „Stier“ vom Bauarbeiter Manni die Antwort: „Was heißt denn Glück oder Seele? Das ist was für bessere Leut. Dazu ham wir zu klobige Hände.“ (S, S. 101-102) Auch die erlebte Wirklichkeit des Krankenhauses zu Beginn der 1970er Jahre war alles andere als poetisch. Als knapp 20-jähriger Hilfspfleger musste Rothmann die Leichen im Kühlhaus stapeln (TR, S. 213-214). Und er musste erkennen, dass es in einem Krankenhaus nicht um die einfühlsame Behandlung von Menschen, sondern um die Bekämpfung von Krankheiten, um die routinierte Organisation eines Betriebs bis hin zur Beseitigung der Toten, um möglichst hohen Profit und um die Karrieren der Ärzte ging, wie es in „Stier“ eindrucksvoll beschrieben wird.

Berlin, wo Rothmann seit 1976 lebt, ist der zweite zentrale Ort für die Vergegenwärtigung des eigenen Lebens, seiner Begegnungen und Erfahrungen mit Menschen. Auf der schillernden Bühne der zunächst geteilten und seit 1989/90 wieder vereinigten Metropole spielen die Romane „Stier“, „Hitze“ (2003) und „Feuer brennt nicht“ (2009), das Schauspiel „Berlin Blues“ (1997) sowie die Erzählungen „Messers Schneide“, „Schicke Mütze“, „Strange Little Girl“, „Erleuchtung durch Fußball“ und „Oktober“ (alle in: WH), „In tiefster Trauer“, „Stolz des Ostens“, „Schatten der Seele“, „Gethsemane“, „Willst du Nudeln?“, „Spitze Schuhe“ und „Tausend Mönche“ (alle in: RM), „Der Hunger der Vergesslichkeit“ (in: SH), „Wir im Schilf“, „Das Sternbild der Idioten“, „Alle Julias!“ und „Admiral Frost“ (alle in: HS). Hier werden die Nöte des Ankommens in der neuen Lebenswirklichkeit beschrieben, die ärmlichen, häufig wechselnden Behausungen, die eigene Isolation und das Fremdsein in der großen Stadt, die Notwendigkeit, seinen Lebensunterhalt als Koch in Kneipen und in Großküchen oder als Drucker in einer Lichtpauserei verdienen zu müssen, die ersten Veröffentlichungen des Schriftstellers, das allmähliche Hineinwachsen in den Literaturbetrieb aufgrund der Förderung durch einen großzügigen Verleger und die beginnenden Erfolge, der Wechsel in zunehmend bessere Wohnquartiere, die Wahrnehmung der Veränderungen im Stadtbild genauso wie in der Gesellschaft

durch den Fall der Mauer, die Gentrifizierung und die Nachwirkungen der über mehr als vier Jahrzehnte geteilten Geschichte in zwei unterschiedlichen politischen Systemen.

In dem Roman „Stier“ unterstützt Dr. Hernández das Vorhaben von Kai Carlsen, in eine Großstadt zu ziehen: „Die Atmosphäre einer Metropole kann einem Menschen in Ihrem Alter nur guttun und wird Sie jedenfalls davor bewahren, Schöngest zu werden. Nur, daß Sie dort das Abitur nachmachen und Germanistik, Literaturwissenschaften oder dergleichen studieren wollen: Lassen Sie das. Schreiben lernen Sie nicht in Universitäten [...] Denn die Gedichte oder das, was Sie einmal verfassen werden, Geschichten oder Stücke: Die sind immer schon da. Nur Sie befinden sich noch woanders.“ (S, S. 286-287) 1976 in Berlin angekommen, empfand Ralf Rothmann „Geschichte zum ersten Mal im Leben als etwas Leibhaftiges, das mir zu meiner Silhouette verhelfen könnte. Und weiß bereits, dass ich für lange hierbleiben werde.“ (TR, S. 22) Diese anfängliche Euphorie wird nicht bleiben. Nicht nur die Beschwerlichkeiten der Existenzsicherung und der häufige Wechsel der Wohnungen zehren an den Kräften, auch erweist sich Westberlin als eine „von allen Seiten subventionierte Raserei“ im Leerlauf (FN, S. 44). Zudem sind dem Leben in der Stadt aufgrund der Teilung enge Grenzen gesetzt: „Es ist eine Art Bunkerliebe von Mauer zu Mauer, es gibt keinen Ausweg. [...] Aber wer weiß, in dreißig Jahren wird einem diese graugoldene Zeit in der beengten Stadt vielleicht wie eine große Freiheit erscheinen.“ (TR, S. 27) 1985 lebt Rothmann für einige Monate in Paris, kehrt aber 1986 wieder nach Berlin zurück: anfangs ohne Wohnung, ohne Krankenversicherung, ohne Einkommen (TR, S. 87). Der Mauerfall am 9. November 1989 verändert scheinbar alles: „Plötzlich lebte man also nicht mehr auf der bunt-scheckigen, feuchtfröhlichen, funkensprühenden Narreninsel West-Berlin, plötzlich steckte man mitten in Deutschland ... Ein Umstand übrigens, der die alltägliche Existenz, bei entsprechend heikler Seelenlage, in eine derart ungute Spannung versetzte – ich sage nur: Schwarz-rot-goldene Sockenhalter! –, daß die Kofferschlosser von allein aufsprangen.“ (S, S. 365) Dass hier zwei Teile einfach nur „wiedervereinigt“ wurden, war und ist ein historischer Irrtum. Rothmanns „ethnographischer Eifer“, der im Roman „Feuer brennt nicht“ selbstironisch für die Feldforschungen des Schriftstellers Wolf in den östlichen Stadtteilen Friedrichshagen, Köpenick, Rahnsdorf oder Frohnau festgestellt wird (FN, S. 137) und auch im Roman „Hitze“ sowie in der Erzählung „Der Hunger der Vergesslichkeit“ (in: SH, S. 158-193) zu finden ist, registriert die fortbestehenden Differenzen in der Mentalität, in der Lebensweise, in der politischen Denkungsart, im Wertebewusstsein,

im Umgang miteinander, vor allem auch in der Bewertung der geteilten Geschichte und des in der DDR begangenen Unrechts. „Also fort aus dieser Stadt? Doch auch das kommt nicht in Frage. Man kann sie zwar nicht lieben, gewiss nicht; trotzdem bleibt es die beste für jemanden, der eigentlich nirgendwo hingehört.“ (FN, S. 13)⁷

Sich gegen alle Desillusionierungen, Einschränkungen, Widerstände, Enttäuschungen und Entbehrungen durchgesetzt, die eigenen Träume und Ideale bewahrt und die gesammelten Erfahrungen literarisch verarbeitet zu haben, ist die besondere Lebensleistung dieses „freien“ Schriftstellers.

Der Beruf des Schriftstellers

Zum Schreiben ist Ralf Rothmann über das Lesen gekommen, dem er sich als Kind und Jugendlicher, als Maurer und als Hilfspfleger im Ruhrgebiet, später als Koch, Drucker und Schriftsteller in Berlin intensiv widmete. Die Lektüreerfahrungen finden sich in seinen Romanen und Erzählungen wieder. In dem Roman „Feuer brennt nicht“ beispielsweise denkt der Schriftsteller Wolf mit Blick auf seine Bibliothek mit Ausgaben von Novalis, Hesse, Jean Paul, Heinrich Böll und Proust über den Sinn des Lesens nach: „Dieser oder jener Text hat einem geholfen zu leben und mehr: er hat einen dazu erzogen, das Leben zu erleben, und es dadurch reicher und einen selbst freier gemacht. Das ehrwürdige Großmutterwort ‚Wer liest, lebt doppelt‘ bewahrheitet sich am schönsten, wenn man sich so eine markierte Stelle noch einmal ansieht. Das Augenaufschlagen, das hier stattgefunden hat, das Einatmen bis in die zartesten Seelen-Facetten, scheint sich auch dann zu wiederholen, wenn man längst anderer Meinung ist oder das Gesagte für banal hält und gerührt ist von der eigenen Naivität.“ (FN, S. 142-143) In „Theorie des Regens“ wird diese Einsicht aufgegriffen: „Wir brauchen die Gedichte und Geschichten anderer, um unser eigenes Leben und dessen Wege daran abzugleichen; ohne sie wären wir Blinde im Wald.“ (TR, S. 189) Zudem erkennt Rothmann, dass „erst durch die Anteilnahme des Lesenden, durch sein Vorstellungsvermögen“, ein Text zu Literatur wird (TR, S. 138). „Lesen ist schöpferische Arbeit, darum ist sie so beglückend; man entfernt sich von sich selbst, um sich am Ende näher zu sein als zuvor. Außerdem ist es subversiv, denn es fordert und fördert die Fähigkeit zur Abgeschlossenheit; wer mit sich und einem Buch

⁷ Vgl. auch die Notiz in „Theorie des Regens“: „Das Gefühl, nirgends hinzugehören, kann man in Berlin noch am ehesten ertragen.“ (TR, S. 166)

allein sein kann, lässt sich kaum einformen in eine besinnungslose, manipulierbare Masse.“ (Ebd.)

Vor allem in den Notizheften aus fünfzig Jahren finden sich zahlreiche Spuren zu Büchern und Autoren. Hier erinnert sich Rothmann an die Zeit als Ministrant in Sankt-Jakobus in Oberhausen-Osterfeld, wo er seiner „passablen Stimme wegen“ der Gemeinde Auszüge aus der Bibel vorlesen durfte, über deren „beseelte Sprache“ der Enid Blyton- und Karl May-Leser etwas über die „rhythmische Logik“ und den „musikalischen Geist“ lernen konnte (TR, S. 147). Darüber hinaus finden sich in „Theorie des Regens“ Hinweise auf Karl Heinz Bohrsers Essay „Ästhetik des Schreckens“ (1978) und die Lektüre Ernst Jüngers, dessen Kälte, mit der er „durch den Weltbrand schreitet“, Rothmann einerseits fasziniert, ihm andererseits „Übelkeit“ verursacht: „Buttercremetorte mit Blut“ (TR, S. 28). Dagegen berührt ihn an Stendhals Aufzeichnungen „Über die Liebe“ (1822) deren „Leichtigkeit und Schlichtheit“, „Reichtum“ und „Fülle der Erfahrung“: „Man verliert sich in seiner Prosa und findet sich am Ende überschaubarer und einleuchtender wieder als vordem.“ (TR, S. 29) Bis zu seinem 25. Lebensjahr sei Hermann Hesse für ihn „der wichtigste Schriftsteller überhaupt“ gewesen (TR, S. 41). In Berlin beschäftigt sich Rothmann intensiv mit Max Frisch (TR, S. 43), dem schreibenden Architekten, dessen Texte so präzise wie Baupläne sind: „Nichts auf dem Papier, das nicht wohlbedacht und vernünftig wäre, jeder Satz umreißt präzise eine Realität, die sich an die Maßgabe seiner statischen Berechnung zu halten hat. Was Poesie wäre, magische Genauigkeit, würde den Bau wohl aus dem Lot kippen.“ (TR, S. 72) Im Gegensatz dazu der Arzt Anton Tschechow, der gerade die Gefühle und Seelenbewegungen im zwischenmenschlichen Mit- oder Gegeneinander thematisiert (ebd.). Auf eine Rundreise durch Südamerika nimmt Rothmann einen von Hans Magnus Enzensberger übersetzten Lyrikband des peruanischen Dichters César Vallejo (1892-1938) mit (TR, S. 81). In Berlin begegnet Rothmann den Lyrikern Christoph Meckel und Zbigniew Herbert, später auch Peter Bichsel (TR, S. 39-40, S. 44, S. 124 und S. 185). Im Januar 1992 besucht er Peter Handke in Chaville: „ein Held meiner späteren Jugend, und ‚Wunschloses Unglück‘ [1972], ‚Die Stunde der wahren Empfindung‘ [1975] und ‚Langsame Heimkehr‘ [1979] sind mir nach wie vor Herzensbücher, von denen ich vermutlich mehr gelernt habe, als ich weiß.“ (TR, S. 108)

Die Lektüre von Nikolai Gogols Roman „Die toten Seelen“ bringt den Lyriker dazu, „Prosa zu schreiben, zum ersten Mal im Leben, sieht man von Schulaufsätzen, Notizen oder Briefen ab. [...] Es ist weniger das Thema, es ist das Schreiben als Prozess, die von jeder formalen Enge befreite und in

der Freiheit spielend zu ihrer Form kommende Sprache; ich fühle mich wie ein Fisch, der nach Jahren im lyrischen Aquarium ins offene Meer gelassen wird.“ (TR, S. 71) Zur Nachtlektüre gehören auch Ralph Waldo Emerson, Novalis, Heinrich und Thomas Mann (TR, S. 90). Als sein Vater 1987 mit nur 60 Jahren stirbt, hilft Rothmann die Lektüre von Platons „Phaidon oder Von der Unsterblichkeit der Seele“ über die Trauer hinweg im Anblick des Toten am offenen Sarg: „Das ist er nicht mehr. Gerade in diesem erschütternden Fehlen der Seele wurde mir ihre Großartigkeit und ihr weiteres Vorhandensein bewusst; so etwas kann nicht einfach sterben.“ (TR, S. 99) In der Zeit seiner „nagende[n] Geldnot“ im März 1993 entdeckt er Marc Aurels „Selbstbetrachtungen“: „während ich sie lese, spenden sie mir Kraft, Mut, Zuversicht, und ‚innere Freiheit‘ wird wieder das wichtigste Sternwort.“ (TR, S. 114) Anlässlich einer Lesung in einer Münchner Buchhandlung im Jahr 1995 denkt Rothmann über die elektrisierende Wirkung von Autorenfotos nach, die ihn zur Lektüre ihrer Werke animierte: Albert Camus, César Vallejo, Julio Cortázar, Anton Tschechow und Cesare Pavese (TR, S. 122-123). Fasziniert ist Rothmann auch von Lew Tolstois Novelle „Der Tod des Iwan Iljitsch“ (1886): „Jedes Mal in all den Jahrzehnten fühlt sich das Lesen an, als würde ich bei vollem Bewusstsein am offenen Herzen operiert.“ (TR, S. 200) Nach dem Überfall Russlands auf die Ukraine am 24. Februar 2022 erinnert sich Rothmann an die von Stefan Zweig in seiner Autobiografie „Die Welt von gestern“ (1942) dokumentierte Verzweiflung angesichts „des Rückfalls der Menschheit in längst vergessen gemeinte [im Original: geglaubte] Barbarei“ (TR, S. 211). „Nach Monaten der Kriegsberichte voller Tod, Leid und Niedertracht, wenn man nichts mehr sehen, hören und lesen mag von all der Propaganda ringsum, in der kaum noch etwas eine Wahrheit hat, nicht einmal der Schmerz“, sucht und findet Rothmann Trost in den Gedichten von Antonio Machado und Ossip Mandelstam (TR, S. 213).

Eng mit den Lektüreerfahrungen verbunden ist die Klärung der eigenen Position als Schriftsteller und die Formulierung seiner Poetologie. In „Stier“ liest man dazu: „Ein unbeschreibliches Glück, wenn auch oft grau, eine Tortur, die Spaß macht: Das Schreiben. – Sitzfleisch und Flausen, das ist, zunächst einmal die Ausrüstung, damit lauert man vor der Lücke im Vers wie die Katze vorm Loch und erwartet verzweifelt, betrunken, kaltnüchtern und wieder verzweifelt, was eine Handvoll Silben klingen, einen Rhythmus pulsieren und ein Bild aufleuchten lässt: das erlösende Wort. Man kann es nicht bewerkstelligen, herbeibeten oder verwünschen, es hat seine Zeit, seinen Raum und vermutlich seine Launen, und öfter als es eintrifft, bleibt es aus. Doch plötzlich [...] findet es sich ein und macht aus dem Text ein scheinbar